

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Catherine Gaskin
Denn das Leben ist Liebe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. Kapitel

Jane beugte sich auf ihrem Heulager in der Tenne etwas weiter vor, um einen letzten Blick von der Postkutsche zu erhaschen, die auf der südlichen Route nach London entwand. Den ganzen Morgen hatte es geschüttet, jetzt war die Luft des Februartages klar und rein wie im Vorfrühling. Von den Anhöhen von Hampstead Hill konnte man in der Ferne die Türme, Dächer und Kirchen von London erkennen – eine strahlende Stadt, die auf Jane einen erregenden, dämonisch bezwingenden Zauber ausübte. Nicht, daß das Leben hier im Postgasthof ›Zum Federbusch‹ langweilig gewesen wäre oder daß es hier nicht genug Klatsch darüber zu hören gab, was in London vorging. In einem Gasthof, der so günstig im Norden von London am Ende des langen Aufstiegs zu den Anhöhen lag und der noch dazu eine Poststation war, wo die Pferde gewechselt wurden, würde immer reger Betrieb herrschen. Der Klatsch der Hauptstadt erreichte den ›Federbusch‹ beinahe so schnell wie die Gäste der Kaffeehäuser in der Fleet Street. Außerdem war das Gasthaus für seine ausgezeichnete Küche und zuvorkommende Bedienung weithin bekannt. Deshalb stiegen hier schon immer viele bedeutende Persönlichkeiten aus dem politischen Leben ab sowie Herren und Damen, die in der Gesellschaft und am königlichen Hof eine Rolle spielten. Die Wirtschaft ›Zum Federbusch‹ war aber auch bei allen anderen Schichten der Bevölkerung überaus beliebt, verkehrte doch in dem fast am Stadtrand gelegenen Haus allerlei Volk.

Doch nur so am Rande der Stadt zu leben, genügte Jane Howard nicht.

Gerade in diesen Tagen behagte es ihr ganz und gar nicht. Denn London fieberte in der Erregung einer unbestimmbaren Umwälzung, und alle Reisenden, die einkehrten, waren von dem allgemeinen Fieber angesteckt. Jetzt, im zweiten Monat des Jahres 1792, erreichte die fieberhafte Erregung ihren Höhepunkt. Sie hatte ihre Ursache und ihren Schwerpunkt in der Revolution in

Frankreich, die mit haßerfüllter Leidenschaft unter der noch unvertrauten Devise der Freiheit und Gleichheit ihren rasenden Verlauf nahm. Für die meisten Leute, die im Postgasthof einkehrten, und, wenn man den Zeitungen in London Glauben schenken konnte, für die meisten Engländer stand es fest, daß es früher oder später zum Krieg mit Frankreich kommen würde. Dieser Gedanke war es, der die Gemüter beunruhigte.

Krieg brachte vieles mit sich. Vor allem aber bedeutete Krieg einen Umschwung. Es würde sich vieles ändern.

Die Engländer hatten eine Revolution zu kosten bekommen, als die amerikanischen Kolonien sich gegen ihr Mutterland erhoben und es besiegten. Noch hatte man diese bittere Zeit nicht vergessen. Was jetzt in Frankreich vor sich ging, war etwas ganz anderes und geschah in unheimlicher Nähe. Für den Engländer war es schwer, ja unmöglich, sich vorzustellen, daß sein eigener widerpenstiger König, der ›Bauerngeorg‹, trotz seines zunehmenden Wahnsinns von seinem Volke gefangengehalten und sogar mit dem Tode bedroht würde. So etwas konnte in England nicht geschehen. Doch man lebte in einer Zeit, in der sonderbare Ideen in der Luft lagen, man war beunruhigt und fragte sich, welchen Verlauf die Ereignisse nehmen würden. Beim Bier wechselten hitzige Diskussionen der Dorfbewohner, ob es Krieg und Revolution geben könnte, mit friedlichen Gesprächen über das Wetter und die Ernteaussichten ab, sowie mit vergnüglichen Klatschgeschichten aus der Umgebung.

Jane hörte zu, während sie die Krüge nachfüllte oder Sally Cooper, der Frau des Wirtes, beim Auftragen eines üppigen Mahls in einem der Nebenzimmer behilflich war. Nichts entging ihr, und sie dachte über das Gehörte nach. Was die Gäste erzählt hatten, erhöhte nur noch ihre eigene Unruhe. Es waren aufregende Zeiten – oder war es der Frühling, der sich schon bemerkbar machte?

Jane Howard legte sich wieder ins Heu zurück und löste den Schal von ihren Schultern. Wieder war es Frühling, wieder hatte eine Postkutsche ihre Fahrt nach London fortgesetzt, ohne sie mitzunehmen. Sie blickte zu den geschwärzten Eichenbalken empor und seufzte, ein Seufzer, der ihrer Entschlossenheit, dieses öde Leben hier nicht länger zu ertragen, nur schwachen Ausdruck verlieh.

Auf dem Heuboden war es still wie wochentags in der Kirche, doch Jane sagte sich, daß sie diese Stille nicht mehr lange genießen würde. Zwar drückte Sally meistens ein Auge zu, wenn sie sich einmal länger nicht blicken ließ, und übersah, daß der Schlüssel

zum Schuppen nicht am Nagel in der Küche hing. Wurde aber eine Postkutsche aus London erwartet, dann begann schon eine Stunde vorher ein geschäftiges Hin und Her, alles für die Mahlzeiten der Gäste und für deren Weiterfahrt vorzubereiten. Dann wußte Jane, daß ihre Hilfe erwartet wurde, und sobald sie ihren Namen von Sallys tiefer Stimme über den Hof rufen hörte, stieg sie widerwillig die Leiter herunter, um den staubigen Geruch von Äpfeln und Heu mit dem kräftigen Aroma von Brandysauce und Schweinefleisch zu vertauschen, das in der Küche am Spieß über dem offenen Feuer gebraten wurde.

Im Gasthof ›Zum Federbusch‹ gefiel es Jane ganz gut, doch es verdroß sie, und sie empfand es als Erniedrigung, fortwährend die Reisenden bedienen und sich bei ihrer eiligen Abfahrt sputen zu müssen. Die Fremden fuhren Orten entgegen, die sie selber noch nie gesehen hatte. Immer mußte Jane Howard zurückbleiben. Am schlimmsten aber empfand sie es, wenn Postkutschen aus dem Norden auf dem Wege nach London hier ihre letzte Station machen. Ihr Herz folgte ihnen voller Sehnsucht und mit schlecht verhülltem Neid. Da schlug sie mit den Kupferkesseln unnötig laut auf die Herdplatte oder knetete wütend den Teig, daß das Mehl bis über die Ellenbogen stäubte. Sallys drei Töchter Prudence, Charlotte und Mary wußten dann, daß Jane ein Temperament besaß, dem nicht zu trauen war, und sie hüteten sich, ihr auf Sprechweite nahe zu kommen, denn Jane hatte eine scharfe Zunge.

Wohnte man in einem Postgasthof, besonders wenn er an einer so vielbereisten Straße lag, dann war es unausbleiblich, daß man sich für das Leben und die Persönlichkeiten der Fahrgäste interessierte, die zu allen Tages- und Nachtzeiten ermüdet den Kutschen mit ihren harten Bänken entstiegen. Jane hatte alle Arten von Menschen gesehen und genau beobachtet. Hilfsgeistliche in schäbigen schwarzen Röcken oder Pfarrer mit kleinen Pfründen in engen Kniehosen. Vertreter von Handelshäusern, Gouvernanten, selbst in einem öffentlichen Gefährt sich ihrer Würde bewußt, Matrosen, die auf Urlaub heimfuhren. Die Reichen kamen in eigenen Kutschen, von denen manche mit Samt ausgeschlagen und mit seidnen Vorhängen versehen waren. Die Damen trugen Hüte nach der letzten Mode und hielten Zwerghündchen auf ihrem Schoß; die Herren hatten Westen an in wunderbaren Farben, an ihren Händen blitzten wertvolle Ringe. Fasziniert ließ Jane, während sie ihre Arbeit verrichtete, das bunte Treiben nicht aus den Augen; sie behielt vieles aus dieser ihr fremden Welt im Gedächtnis, was sie aus hingeworfenen Bemerkungen auf-

schnappte, während sie Wein einschenkte. Die verschiedensten Menschentypen verkehrten in der Poststation, und der Wirt bemühte sich, die Wünsche eines jeden je nach der Größe seines Geldbeutels zu befriedigen. Immer wieder mußte für Essen und Trinken, frisches Bettlinnen und Wärmflaschen gesorgt werden. Janes Körper war zwar kräftig und geschmeidig wie der einer Katze, doch wenn abends die Kerzen angezündet wurden, schmerzten sie die Füße, und sie konnte gut verstehen, warum die schon ältere Sally seufzend vor Erschöpfung auf die Küchenbank niedersank. Für Arbeitswütige – aber das war Jane nicht – war dieser Gasthof der richtige Platz. Es gab gute und reichliche Verpflegung und viel anregenden Klatsch obendrein. Klatsch zu hören, das allerdings war immer ein Hochgenuß für Jane: eine kleine Skandalgeschichte, die man sich heimlich über den jungen Baron zuflüsterte, während er im Vorderzimmer beim Wein saß, boshafte Bemerkungen über die hochnäsigen Manieren der Dame, deren Wagen soeben davongerollt war. Bedeutete doch Klatsch in einem gewissen Sinne Belehrung und Unterweisung, und Jane lag viel daran, etwas über die Dinge zu erfahren, auch wenn sie ihr Leben nur indirekt berührten.

Doch es gab Zeiten, wo Gedanken sie beschäftigten, die nicht ausgeplaudert werden durften, die sie Pru und Lottie nicht anvertrauen wollte, nicht einmal ihrer Lieblingsfreundin Mary. Gedanken waren es, die sie beunruhigten und bestürzten, Gedanken, derentwegen sie den Kutschen mit immer größerer Wehmut nachblickte. Mary zum Mitwisser zu machen, wagte sie nicht, doch daß Mammie Sally etwas davon ahnte, glaubte sie zu fühlen.

An solchen Tagen wartete sie die ruhigen Stunden des Nachmittags ab, schritt, die ihr nachblickenden Pferdeknechte nicht beachtend, über den Hof und stieg die Leiter zum Heuboden hinauf, wo sie sich ein weiches Lager machte. Hier fühlte sie sich geborgen, hier konnte sie ihren Träumen nachhängen, während sie die lauen Luftwellen einsog, die durch die Ritzen drangen. Dann streifte sie ihre schweren Schuhe ab, ließ ihre Zehen in den derben Strümpfen spielen, schloß die Augen und dachte laut die Gedanken, die sie niemandem anvertrauen konnte.

Auch heute ging ihr etwas durch den Sinn, was sie schon seit Monaten immer wieder beschäftigt und beunruhigt hatte, nur war es ihr durch einen häßlichen Auftritt mit Sally und Tim Cooper erst jetzt richtig zum Bewußtsein gekommen. Gestern war der sechsundzwanzigste Februar gewesen. Mammie Sally war eine viel zu sehr beschäftigte Frau, als daß sie sich um Daten hätte

kümmern können, doch wenn sie zurückrechnete, mußte Jane ungefähr um diesen Tag herum zu ihnen gebracht worden sein. Der sechszwanzigste Februar 1792 war also Janes achtzehnter Geburtstag. Wenn sie daran dachte, verfinsterte sich ihre Stirn. Mit achtzehn waren die meisten Mädchen verheiratet und hatten schon ihr erstgeborenes Kind in der Dorfkirche taufen lassen. Mit achtzehn war man schon fast eine sitzengebliebene alte Jungfer. Und Jane war noch immer unverheiratet. Konnte man sie – verglichen mit den Damen, die im Gasthof abstiegen – auch keine Schönheit nennen, war sie doch so anziehend, daß sich die Blicke der Männer immer wieder bewundernd auf sie richteten. Doch keiner von diesen kam für sie als Ehegatte in Betracht.

Darüber war der Streit mit Tim ausgebrochen, in dem Sally, wenn auch nicht sehr entschieden, Tims Partei ergriffen hatte. Im Dorf war es allgemein bekannt, daß Jane jederzeit Harry Black heiraten konnte, wenn sie ihn nur haben wollte. Doch ihn wollte sie nicht zum Manne haben, freilich ohne recht zu wissen, wen sie eigentlich wollte.

Alle wunderten sich darüber, daß Harry Black sich eine derartig abweisende Behandlung von ihr gefallen ließ. Denn er war eine gewichtige Persönlichkeit in der Gemeinde und hatte sehr viel zu bieten. Harry war ein wahrer Hüne und für seine Kraft in allen Nachbardörfern berühmt, er hatte blondes Haar, blaue Augen, einen Stiernacken und schwere, klobige Hände. Lehnte er sich gemütlich in einem Stuhl zurück, so brach dieser unter seinem Gewicht zusammen; wollte er eine Uhr aufziehen, so ging diese unweigerlich in Stücke. Sein Gesicht hatte gute, regelmäßige Züge, er trug sich kerzengerade, offensichtlich stolz auf seine äußere Erscheinung. Harry protzte gern mit seinen Erfolgen beim weiblichen Geschlecht. Er hatte Glück, denn er war der einzige Sohn von Thomas Black, und das bedeutete sehr viel. Tom Black war der reichste Bauer im ganzen Bezirk, er hatte sich einen schönen Hof aus roten Ziegelsteinen gebaut, der an Größe mit dem des Barons George Osgood wetteiferte. Ihm gehörte auch eine Brauerei, die er selber leitete, und es hieß, er treibe einen schwunghaften Handel mit Kaufleuten in der Stadt London. Jedenfalls war Tom Black ein begüterter Mann von großem Ansehen, und Harry war sein einziger Sohn.

Allen war daher klar, daß Jane sehr töricht sei, Harry so wegwerfend zu behandeln. Tim Cooper ging sogar noch weiter und bezichtigte sie, einen anderen, weniger ehrenwerten Ehrgeiz zu hegen.

»Das ist dein schlechtes Blut«, hatte er ihr gestern abend wütend ins Gesicht geschrien. »Du wirst ebenso eine Hure werden wie deine Mutter.«

»Still! Um Gottes willen, schweig!« mischte sich Sally rasch ein. »Anne Howard kann tun und lassen, was sie will. Jane ist nicht für ihre Mutter verantwortlich.«

Zornig biß Tim auf seinem Pfeifenstiel herum. »Du hast sehr hochtrabende Ideen, Mädels, Ideen, die sich nur reiche Leute leisten können. Verdiane dir erst mal eine Mitgift, ehe du Harry Black so links liegen läßt.« Seine Entrüstung war so groß, daß er kaum Atem schöpfen konnte. »Wer bist du denn eigentlich? Wenn man's genau betrachtet – nur ein kleines Dienstmädchen in einem Gasthof. Harry könnte ganz was anderes haben, wenn er wollte, und sich ein Mädchen mit einigen Ersparnissen aussuchen!«

Das saß. Jane, verärgert und reizbar durch die viele Arbeit der letzten Monate, erwiderte hochmütig: »Tom Black hat auch nur als gewöhnlicher Arbeiter angefangen, und ich bin dank meiner Geburt dem Sohne des großen Herrn Black weit überlegen! Meine Mutter und mein Vater waren Edelleute!«

»Deine Mutter ist nichts weiter als eine Hure, und dein Vater beschloß seine Tage im Gefängnis. Vergeß das nicht, mein adliges Fräulein!«

Jane wälzte sich wütend im Heu, als sie an diese Worte dachte. Immer sagten die Leute ›schlechtes Blut‹, wenn von ihrer Mutter die Rede war. Sie gebrauchten das Wort ganz unverblümt, denn das ganze Dorf kannte Anne Howards Geschichte von dem Tage an, als sie mit der kleinen Jane im Postgasthof ankam, um das Kind Sallys Obhut zu übergeben. Damals war Anne eine lebhaftere, rothaarige, bildhübsche Frau von zwanzig Jahren gewesen, deren Schönheit aller Blicke auf sich zog. Sie war die Witwe des Hauptmanns Tom Howard – ›Tom Lustig‹ nannten ihn die Leute –, der vier Monate vorher im Schuldgefängnis in Fleet Street gestorben war, in das seine Gläubiger ihn hatten werfen lassen. Über zweierlei gab es keinen Zweifel: Anne war nicht für die Arbeit geschaffen, und sie besaß keinen Penny. Ein kleines Baby bedeutete unter diesen Umständen eine Last. Jane wurde daher den Coopers überlassen. Zudem machte die junge Witwe kein Hehl daraus, auf welche Weise sie das Pflegegeld für ihr Kind verdiente. Schon sehr bald hing sie am Arm ihres ersten Liebhabers und ging in Samt und Seide einher. Nicht lange, und eine Perlenkette schmückte ihren Hals.

Anne war ausgelassen heiter und kleidete sich auffallend, sie

glich einem ausländischen Vogel mit buntschillerndem Gefieder. Sie spielte ausgezeichnet Karten und konnte ein geistreiches Gespräch führen, dazu war sie gutmütig bis zum Leichtsinn und eine freigebige Verschwenderin. Nie sah man sie ermüdet oder niedergeschlagen. Spät in der Nacht, wenn andere wein- und schlaftrunken dasaßen, waren Anne Howards Witz und Geist genau noch so scharf und wach wie beim Mittagmahl. Schlaf betrachtete sie als Zeitverschwendung, die Morgendämmerung begrüßte sie am liebsten in lustiger Gesellschaft beim Kartenspiel.

Mit den Jahren erschien sie nur noch selten im ›Federbusch‹, und Jane freute sich auf ihre Besuche wie auf den Frühling nach einem strengen Winter. Sie war geblendet von Annes Schönheit und lebhaftem Wesen, ihren Kleidern, ihrem lustigen Lachen; in ihrem Gebaren und in ihrer Unterhaltung brachte sie jedesmal einen Hauch der mondänen Welt mit, frei von aller Spießbürgerlichkeit. Anne war ein durch und durch egoistisches Wesen, doch diesen Fehler konnte Jane leicht übersehen. Jane verglich sich all die Jahre hindurch mit ihrer Mutter und hoffte, daß sie neue Ähnlichkeiten zwischen Anne und sich entdecken würde. Die Mutter nachzuahmen, konnte nur von Vorteil sein, denn sie war ihrer Geburt nach eine Adlige. Das zeigte ihr ganzes Benehmen. Was Jane als rätselhaft und bedrückend empfand, war die Tatsache, daß ihre Mutter unter keinen Umständen dazu gebracht werden konnte, von ihrer Familie und Herkunft zu sprechen. Dies war die einzige Enttäuschung, die Anne ihrer Tochter jemals bereitete.

Sally Cooper mißbilligte Anne Howards unmoralischen Lebenswandel und was sie ›ihren Leichtsinn‹ nannte, und doch war sie Annes Zauber genauso verfallen wie Jane. Wenn Anne von ihren amourösen Abenteuern erzählte, ließen beide ihre Arbeit liegen. Bei ihr drehte sich alles um Männer, Männer, nichts wie Männer. Sie kamen und gingen, reiche und mächtige; manche gewannen Annes Zuneigung, nur weil sie Geld hatten, andere weil sie sie anziehend fand, auch wenn sie nichts aus ihnen herausholen konnte. Zuweilen verschenkte sie ihre Liebe verschwenderisch, sie konnte aber auch geizig damit umgehen und sich nur für Geld hingeben. Anne wurde von Männern nur so umschwärmt, doch keiner heiratete sie.

Sally schüttelte den Kopf. »Du bist keine gute Geschäftsfrau.«
»Aber ich habe Glück im Spiel«, war Annes Antwort.

Als Anne sich aber doch einmal ernstlich verliebte, blühte sie zu einer bezaubernden Schönheit auf, einer Schönheit der Reife.

Selbst ein Fremder erkannte sogleich, daß sie verliebt war, wenn er sie von John Hindsley erzählen hörte. Dieser John Hindsley war ein Graf und bekannt als einer der reichsten Männer Englands. Er bezahlte Annes Schulden und schenkte ihr ein kleines, elegantes Haus in der Albermarle Street; von jetzt an trug sie kostbare Juwelen. Eines Tages erschien sie strahlend im Postgasthof. Ein Blick – und Sally und Jane wußten alles.

»Johnny und ich werden heiraten. Weiß Gott, ich verdiene nicht, daß er mich liebt, aber diesmal habe ich Glück in der Liebe und im Spiel!«

Das Glück endete nur allzubald. In einer Zeitung lasen sie, daß Hindsley in einem Fluß auf seiner Besitzung in Hampshire ertrunken war. Anne erschien nicht im ›Federbusch‹. Die beiden Frauen fühlten ihren Schmerz aus ihrem Schweigen. Dann kam nach Monaten ein kurzer Brief. Nie konnte Jane die ersten Zeilen vergessen.

»Vor zwei Wochen habe ich Johnnys Sohn zur Welt gebracht. Ich habe ihn William getauft. Da Johnny zwei Tage vor unserer Hochzeit ertrunken ist, kann William ihn nicht beerben.«

Wie vom Donner gerührt sah Sally Jane an. »Hindsleys Bankert! Was, um Himmels willen, wird jetzt aus ihr werden!«

Erst nach zwei Jahren besuchte Anne den ›Federbusch‹ wieder. Noch immer war sie schön, noch immer zeigte sie ihre bewegliche Lebhaftigkeit, doch ein Anflug von Ermüdung klang aus ihrem Lachen, ihre Augen hatten nicht die Wärme von früher.

William hatte sie nicht mitgebracht, und als sich Jane nach ihm erkundigte, antwortete sie kurz: »Er ist ein entzückendes Kind und mir viel zu kostbar, als daß ich ihn dem Gerüttel einer Postkutsche aussetze.«

Kleinlaut fragte Jane, ob sie nach London kommen dürfe, um auf das Kindchen aufzupassen.

Anne lächelte, und für einen Augenblick kam die alte Wärme in ihr Gesicht. »Du bist zu jung, um für William zu sorgen, aber bald sollst du uns beide in London besuchen.«

Immer wieder dachte Jane während der nächsten Jahre an dieses Versprechen. Sie gab sich besondere Mühe in den Unterrichtsstunden bei dem alten, verabschiedeten Dorfschullehrer Simon Garfield, für die Anne bezahlte. Bücher und Lernen fand Jane etwas langweilig, doch sie paßte bei Simon gut auf, denn sie sagte sich, sie müsse eine gesittete Unterhaltung wie die Herrschaften im Gasthof führen können. Anne sollte sich ihrer nicht zu schämen brauchen, wenn sie sie nach London kommen ließe.

Simon, der Kinder eigentlich nicht gern hatte, zeigte große Geduld mit ihr, gab sich Mühe und brachte ihr sogar einige Brocken Latein bei, denn er sollte für diese Stunden gut bezahlt werden. Als Jane vierzehn Jahre alt war, hörte der Unterricht auf, weil Anne bis dahin Simon so viel schuldete, daß er sich weigerte, auch nur noch ein Buch für Jane zu öffnen, bis ihre Mutter ihn voll bezahlt hätte. Jane gab beinahe die Hoffnung auf, daß Anne sie jemals nach London kommen lassen würde.

Ungefähr um dieselbe Zeit erlitt Jane den Verlust einer ihrer anderen großen Freuden. Vor Jahren, als es Anne besonders gut ging, hatte sie in einem Anfall von Freigebigkeit Jane ein Pony geschenkt, Jasper mit Namen. Anne war eine leidenschaftliche Pferdeliebhaberin und ausgezeichnete Reiterin. Das war eine der wenigen Eigenschaften, die Jane mit ihrer Mutter teilte. Sie kannte keinerlei Furcht vor Pferden, und zuweilen ritt sie am frühen Morgen mit Kniehosen, die sie sich geliehen hatte, im Herrensattel auf Jasper durch die Heide. Als Anne immer seltener Geld schickte, zahlte Tim Cooper in seiner Gutmütigkeit die Rechnungen für den Hafer. Janes Vergnügen sollte nicht geschmälert werden. Sie selber fütterte und striegelte ihr Pony. Schließlich aber wurde es auch Tim zuviel, und Jasper wurde verkauft. Für Jane blieb nun nichts übrig als die Freude, sich hin und wieder heimlich auf den Rücken eines der Postpferde zu schwingen, die für die Nacht in den Ställen eingestellt waren.

Annes Geldsendungen wurden von Mal zu Mal kleiner und hörten schließlich ganz auf. Sie schrieb, sie sei krank gewesen und hätte die hohen Doktorrechnungen noch nicht bezahlen können. So verfiel Jane mit der Zeit wieder in ihre alte Rolle eines Dienstmädchens im »Federbusch«. Sally hatte ihr das Kochen, Nähen und Buttern beigebracht; nun lernte sie, wie man einem Reisenden, der Kenner war, einen guten Wein verkauft und serviert und wie man einen minderwertigen an den Mann bringt, wenn es nicht darauf ankommt. Wie man ein Pferd striegelt und einspannt, hatte sie schon gelernt, und mit den Jahren beherrschte sie auch die Ausdrücke der Stallburschen, die sie aber vor Sally wohlweislich nicht gebrauchte. Sie entwickelte sich in einem gewissen Sinne zu einer vierten Tochter der Coopers, die die harte, tägliche Arbeit mit ihnen teilte und das Bett der ältesten Tochter Mary. Und auch die selbstverständliche Liebe, die sie füreinander hegten, teilte sie mit ihnen.

Anne ließ nur selten von sich hören, und dann klagte sie über Geldmangel. Jane hatte noch immer die unbestimmte Hoffnung,

daß sie doch noch eines Tages nach London gerufen würde. Anne bewohnte jetzt noch das Haus, das Lord Hindsley ihr geschenkt hatte, und Jane überlegte, daß sie sich ihrer Mutter nützlich erweisen könnte, und sei es auch nur in der Stellung eines Dienstmädchens. Immer wieder studierte sie in den Büchern aus der Zeit, als sie Simon Garfields Schülerin gewesen war, und sie bemühte sich mit aller Kraft, nicht den ordinären Tonfall von Sally und ihren Töchtern anzunehmen. Sie wurde des Wartens überdrüssig. Sie wußte, wie ihr Körper sich entwickelte und reifte, wie die männlichen Gäste im ›Federbusch‹ ihr nachstarrten und über sie sprachen, und immer war sie sich bewußt, wie die Zeit verflog. Es fiel ihr immer schwerer, zugegen sein und voll sehnsüchtigem Verlangen zusehen zu müssen, wie die Postkutschen nach London abfahren.

Am Tage nach ihrem achtzehnten Geburtstag lag sie auf dem Heuboden und sagte sich, es müsse doch etwas anderes für sie geben, als zu heiraten und in diesem elenden Dorfe zu leben und zu sterben. Es müsse sich doch noch eine andere Chance für sie bieten als dieser Harry Black. Aber wie und woher, das wußte sie nicht.

2. Kapitel

Ohne sich von der Stelle zu rühren, starrte Harry Black auf das Tor zum Schuppen. Mit seinen breiten, schweren Schultern stand er gegen die Stallmauer gelehnt. Aus seiner Haltung hätte man schließen können, daß er sich nur mit äußerster Anstrengung würde aufgerichtet und fortbewegt haben können, doch in Wirklichkeit waren seine Muskeln gespannt wie selten und seine Gedanken von Bildern durchzuckt. Das Blut schoß durch seine Adern, und er mußte krampfhaft schlucken.

Harry hatte Jane gerade noch im Schuppen verschwinden sehen. Er war ihr gefolgt, ohne sich etwas dabei zu denken. Dann aber war er stehengeblieben. Sein Zaudern ärgerte ihn. Er wischte die schweißfeuchten Hände an seinen Reithosen ab und schluckte wieder. All seine Instinkte trieben ihn zu ihr hin, trieben ihn dazu, die günstige Gelegenheit auszunutzen und seine Forderungen, die er seit über einem halben Jahre an sie stellte, gewaltsam zu erzwingen. Er bildete sich ein, sie berühren, küssen und umarmen zu können, wenn er sich ihr jetzt nur forsch genug näherte. Ja, vielleicht könnte er ihr das Versprechen entreißen, ihn zu ehelichen. Wie angewurzelt stand er da. Er fühlte, daß er zitterte und